



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Myriam
Lacroix

Die
unend-
lichen
Möglich-
keiten
der
Liebe

Roman

AUS DEM ENGLISCHEN
VON ANKE CAROLINE BURGER

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »How it works out«
im Verlag Doubleday Canada, Toronto bzw. im Verlag Overlook Press, New York

© 2024 by Myriam Lacroix

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung einer Illustration von © FinePic®, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50245-9

E-Book ISBN 978-3-608-12350-0

*An Allison: Ich habe es raus.
Ich weiß, wie es klappen kann.*

Inhalt

Der Sinn des Lebens — 9

Zuckerhase — 31

Gottesanbeterin — 63

So klappt es — 67

The Sequel — 93

Love in the Dark — 137

Anthropozän — 163

Das Feature — 229

Der Sinn des Lebens

Eigentlich hatten sie sich im Toby's ein Bier holen wollen, stattdessen kamen sie mit einem Baby nach Hause, und damit waren sie auch einverstanden. Myriam und Allison hatten bisher noch nicht über Kinder geredet, aber jetzt hatten sie eins gefunden, und vielleicht hieß das ja, dass der richtige Zeitpunkt gekommen war. Als Lesben ersparten sie sich so außerdem die Mühe einer Adoption und brauchten auch keinen ihrer Freunde zu überreden, mit ihnen zu schlafen.

Sie fanden das Kind in der Gasse hinter ihrem Wohnblock, neben einem ausgeweideten Sofa, Konfetti und Blut bedeckten den Boden. Hinter dem Toby's hatte eine Schlägerei stattgefunden – während der Stand-up Comedy Night, ausgerechnet. So war das Toby's. Myriam und Allison inspizierten das Sofa, ob es sich vielleicht in ein Kunstwerk verwandeln ließ, und bemerkten strampelnde Füßchen in einem Flanellkokon. Allison putzte ihre Brille, Myriam kniete sich hin und pikste das Bündel.

»Guck mal, wie ernst das Baby ist.« Myriam lachte. Sie strich ihm mit dem Finger über die runden Bäckchen und die gerunzelte Stirn. »Wie süß, ich liebe dieses Baby.«

»Es ist auf jeden Fall ein kritischer Denker«, pflichtete Allison ihr bei. »Mit so einem Baby ließe sich's aushalten.«

Sie nahmen das Kind mit nach Hause und badeten es im Spül-

becken. Sie rieben es sauber, bis es warm und zufrieden war, rubbelten es mit einem Geschirrhandtuch ab und schnupperten abwechselnd an seinem kleinen Kopf. Er roch nach Spülmittel, Duftnote Grüner Apfel.

Sie wickelten das Kind in einen Pullover und zeigten ihm die Wohnung. Die enge Küche mit der Zitronenscheibentapete. Die Boggle-Ecke. Die kaputten Spielsachen, die Allison in der Gasse fand und als Instrumente benutzte, und das Bad, dessen Wände mit roten Lippenstiftgedichten bedeckt waren, weil Myriam sich oft von der leeren Seite tyrannisiert fühlte und lieber im Bad schrieb. Dem Baby gefiel die Wohnung sehr gut. Es gluckste, streckte die Finger aus und wollte alles in den Mund stecken.

Sie polsterten neben ihrem Bett eine Rubbermaid-Box mit Decken aus, brachten es aber nicht übers Herz, ihren neuen Sohn hineinzulegen. Also kuschelten sie sich von beiden Seiten an ihn und schiefen ein, Haut an Haut, warm wie Hamster.

Jonah, weil sie niemanden mit dem Namen kannten. Sie hatten keine Ahnung, was Jonahs für Typen waren, und das Überraschungsmoment daran gefiel ihnen. Sie waren nicht die Sorte Eltern, die ihr Kind Mozart oder Beyoncé nennen. Sie einigten sich sogar sofort darauf, Jonah keinen übermäßigen Erfolg zu wünschen. Von zu viel Ehrgeiz bekamen die Menschen Magengeschwüre, oder sie produzierten schlechte Kunst.

Myriams Mom war die Erste, der sie davon erzählten, am Telefon. Eine verzweifelte Frau ohne Augen in den Höhlen habe sie gebeten, das Baby mitzunehmen und als ihr eigenes aufzuziehen. Das sagten sie, weil sie wussten, Myriams Mom würde nichts kapieren und sie damit nerven, dass sie keine Anstrengungen unternommen hatten, die Eltern ausfindig zu machen.

»Kinder sind teuer«, nervte sie trotzdem. »Wie wollt ihr die Windeln und den Zahnarzt bezahlen, oder, noch schlimmer, den Kieferorthopäden? Mit Allisons Job im Callcenter?«

Myriams Mom war überzeugt, Allison müsse die Familie ernähren, weil sie Männerhemden und kurze Haare trug. Sie hatte keine Ahnung vom Lesbischsein und keine Ahnung von ihrem Leben.

»Wenn du nicht versuchst, ein bisschen positiver zu sein, erzählen wir Jonah, er hat nur eine Großmutter«, sagte Myriam und drückte sie weg.

Dagegen boten Allisons Eltern an, eine verspätete Babyparty zu schmeißen, und Myriam und Allison luden alle ihre Freundinnen und Freunde ein. Myriam trug ihr goldenes Minikleid, Allison legte eine passende Goldkette um, und Jonah steckten sie in ein weiß-goldenes Kleidchen, das sie der Jesuspuppe im Heilsarmee-laden ausgezogen hatten.

Ihre Bekannten verkündeten, Jonah sei ein sehr süßes Baby, was hieß, aus ihm würde mal ein hässlicher Erwachsener werden. Das machte Myriam und Allison nichts aus. Hässliche Menschen mussten sich bessere Witze ausdenken oder einen siebten Sinn für Mode entwickeln.

Sie saßen auf Gartenstühlen am Pool, und Allisons Eltern füllten gelegentlich die Schüsseln mit Chips auf. Niemand schwamm. Myriams und Allisons Bekannte hatten es nicht so mit Schwimmen. Sie trugen eine Menge Schminke und aufwendig zu schnürende Stiefel.

»Ich muss unbedingt eine Fotosession mit Jonah machen«, sagte ihre Trans-Freund:in Ash. »Eine Mischung aus Anne Geddes und Marina Abramovics *Balkan Baroque* – kleine Hommage an Jonahs unklare Herkunft.«

Ash war das Beste, was bei Myriams Kunstbachelor herausgesprungen war, was Myriam Ash auch immer wieder sagte.

»Auf die krassesten Tanten und Onkel der Welt!« Myriam hob das Glas. »Und auf unser supersüßes Baby!«

Alle erhoben die Gläser und tranken sie leer. Myriam trank Limonade, nur für den Fall, dass ihre Brüste anfangen würden, Milch zu produzieren, weil sie mit dem Baby zusammen war, aber Allison soff wie ein Loch. Nach dem fünften Bier stellte sie sich aufs Sprungbrett und kreischte den Text eines Songs, den sie für Myriam geschrieben hatte.

»Bis unsere Ärsche runterhängen wie Sandsäcke! Bis unsere Pussys riechen wie Seetang! Sag, du liebst mich, Baby, sonst geh ich kaputt, mach ich den Abgang!«

»Okay, okay, ich liebe dich für immer!«, brüllte Myriam, als Allison immer näher auf den Rand des Bretts zurückte. Sie verdrehte die Augen, lachte und errötete hinter ihrem Haar. »Voll die Drama Queen!«

Allison sprang trotzdem rein, und Myriam watete ins Wasser, um sie zu retten, schlang die Arme um sie und küsste sie heftig mit Zunge. Sie knutschten im blau leuchtenden Wasser, bis Allisons Mom rief, die Pizza sei da, dann wrangen sie ihre Klamotten aus und hockten sich wieder zu ihren Freund:innen. Ash ließ einen deren berühmt-berüchtigten Joints am Pool herumgehen, und Kamran verpasste Jonah einen Undercut mit Mini-Leopardenmuster an der Seite. Allison machte Musik, auf einem Synthesizer, den sie in ihrem alten Kinderzimmer aufgetrieben hatte, und ihr bester Kumpel Nate trommelte auf den Terrassenmöbeln. Sie spielten Space-Age-Versionen von Schlafliedern, und alle tanzten und schlängelten ihre Hände dem dunklen Nachthimmel entgegen.

Kurz vor Sonnenaufgang wurden sie von Allisons Dad heimge-

fahren, und Allison kotzte ein dünnes Rinnsal auf den Boden des Familienvans. Als sie zu Hause waren, schliefen Allison und Jonah sofort ein, aber Myriam lag wach und dachte über den Sinn des Lebens nach.

Myriam und Allison hatten sich bei einem Konzert in einem ziemlich abgewrackten Punkerhaus in East Vancouver kennengelernt, als Myriam an der Uni war. Allison hatte gerade ein Set beendet und fragte Myriam, ob sie ihren letzten Song »derivativ« fände. Dieses Wort hatte Myriam noch nie gehört, aber so, wie Allison die Frage stellte, mit verschwitzten Haaren, ernst und verletzlich, wollte Myriam auf der Stelle mit ihr ins Bett. Zwei Jahre später waren sie so verliebt, dass sie das Gefühl hatten, in einem Traum zu leben, nur in den Nächten befiel Myriam manchmal Angst. Sie war bei einer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen, und wenn ihr Vater sie aufs Neue bedrohte, zogen sie um. Sie wusste nicht, wie man aus der Liebe eine sinnvolle Geschichte spann, und wurde häufig von existenziellen Abwärtsspiralen nach unten gezogen.

Myriam betrachtete Jonah, der die Zehen in seinen Pandasöckchen einkrallte. Sie war nicht der Meinung, dass Kinder dem Leben einen Sinn gaben. Die Kleinfamilie war ein Konzept, das dieselben Leute erfunden hatten, die einen dazu bringen wollten, Vollzeit zu arbeiten oder Kunst für Geld zu verkaufen. Und trotzdem: Als sie Jonah Allison von der Brust nahm und im Arm hielt, spürte sie die exakten Dimensionen ihres Glücks, sein Gewicht, seinen feuchten Atem. Es war kein Traum.

Myriam konnte nicht aufhören, an Jonahs Nacken zu riechen. Im Laden, im Bus, wenn sie ihm die Windeln wechselte. Sein Geruch war berauschend wie der von Permanentmarkern oder frischen

Blumen. Allison fand eine Tüte mit Stricksachen im Müllcontainer und fing an, Mützen und kleine Pullis für Jonah zu stricken, alles aus derselben lila Wolle. Myriam lernte kochen. Nach ihrer Schicht im Café kam sie nach Hause, weichte Brot in Milch und Zucker ein und machte daraus einen Brei, den Jonah essen konnte. Sie kochte Apfelmus mit Zimt, damit er Vitamine bekam und weil es dann in der Wohnung roch wie in einem Kerzenladen. Sie taute gefrorene Erbsen auf und pürierte sie mit dem Handballen.

In manchen Nächten grübelte Myriam noch immer über den Sinn des Lebens, aber dann gähnte Jonah, legte seine kleine Hand an ihren Kopf und steckte die Finger zwischen ihre Locken, während sich seine Augen allmählich schlossen. Allison zog Myriam und Jonah an ihre Brust, die zwar flach und knochig, aber trotzdem die gemütlichste Brust der Welt war. Alle Fragen verflüchtigten sich, und der Schlaf nahm sich seinen Raum.

So war es, als Jonah ein Baby war. Weich, warm, easy. Sie verbrachten ihre gesamte freie Zeit mit Spielen – Verkleiden und Durchkitzeln und Flaschendrehen mit dem Milchfläschchen. Sollte eine von ihnen Gefühlsanwandlungen bekommen, übten sie den Urschrei, dachten sich Tänze dazu aus und wirbelten im Kreis herum, bis ihnen schwindlig wurde und sie irgendwo in die Wohnung fielen.

Doch dann, eines Tages, als er zwei war, bekam Jonah eine Mittelohrentzündung. Bis dahin hatten Myriam und Allison sich um Arztbesuche gedrückt, aber diesmal ließ es sich nicht mehr vermeiden. Jonahs Oberlippe und Kinn waren rotzverklebt, weil er ständig weinte. Sein kleiner Körper war heiß wie eine Wärmflasche. Sie gingen mit ihm zur ärztlichen Ambulanz in der Nähe ihrer Wohnung und behaupteten, sie hätten seine Krankenversicherungskarte verloren.

»Gar kein Problem«, sagte die Rezeptionistin, »ich schau einfach im System nach.«

»Scheiß aufs System«, fiel Allison zum Glück rechtzeitig ein. »Das System ist nur dazu da, die Menschen zu unterdrücken, aber irgendwann kehrt die Welt zurück in den natürlichen Zustand der Anarchie.«

»Setzen Sie sich bitte einfach.«

Der Arzt war ein kleiner alter Mann mit sehr langen Augenbrauen. Er war missgelaunt, sagte ihnen, auch anarchistische Eltern müssten für die Gesundheit ihres Kindes sorgen, und schickte sie mit einem handgeschriebenen Rezept für Antibiotika nach Hause.

Sie bedankten sich bei der netten Rezeptionistin und versprachen ihr, sie würden sich bemühen, die staatlich organisierte Gesellschaft zu akzeptieren. Als sie sich umdrehten, warf Jonah gerade Zeitschriften auf den Boden, und eine Frau in einem Nadelstreifenblazer sah ihn komisch an. Im Make-up über ihren Augen bildeten sich tiefe Furchen, so heftig runzelte sie die Stirn. Allison nahm Jonah auf den Arm und entschuldigte sich bei der Frau. Als sie die Praxis verließen und an der nächsten Ecke in die Gasse bogen, in der sie Jonah gefunden hatten, hörten sie die Frau brüllen: »He, wo habt ihr das Baby her?«

»Na, ganz normal geboren halt!«, hätten sie antworten sollen, aber sie rannten schnell weg. Das war die falsche Taktik. Die Frau raste ihnen hinterher wie ein wild gewordener Kampfhund, holte sie fast augenblicklich ein und packte Allison am Pullover. Sie keuchte wie verrückt, und ihr Gesicht war knallrot, als sei sie ein Dämon. Auf den ersten Blick hatte sie wie die Art Frau ausgesehen, mit der Myriam und Allison nie reden würden: eine Geschäftsfrau oder Anwältin, jemand, die in einer Eigentumswohnung mit ver-

chromten Gerätschaften wohnte. Von Nahem aber sah man, dass ihre Haut unter dem Make-up ledrig war, ihr zu straffer Dutt von einem lila Gummiband mit heraushängenden Silberfäden zusammengehalten wurde und ihr Kostüm nicht marineblau war, sondern die müde Farbe von Krampfadern hatte. Sie war eine Mogelpackung, was hieß, sie war eine von ihnen, was hieß, sie hatte nicht mehr Anrecht auf ein Kind als Allison und Myriam.

»Wo habt ihr das Baby her?«, fragte die Frau noch einmal.

»Sie kriegen ihn nicht«, sagte Allison. Der nächste taktische Fehler. Da hätte sie genauso gut sagen können: Wir haben ihn gefunden, deswegen dürfen wir ihn auch behalten.

Myriam überkam ein Gefühl, als hätte ihr jemand ein Glas kaltes Wasser den Rücken runtergeschüttet. Es war dasselbe Gefühl wie früher als Teenagerin in einem Montrealer Vorort, wenn sie merkte, dass ihr eine Kaufhausdetektivin durch die Reihen folgte, und ihre ganze Kuriertasche war voller Crop Tops und Lipgloss mit Geschmack. Myriam riss die Frau am Dutt nach hinten, und sie klappte zusammen wie ein Liegestuhl. Myriam packte Allison am Arm, und sie rannten weg. Als sie sich noch einmal umdrehten, versuchte die Frau gerade, auf die Knie zu kommen. Sie fasste sich in den Nacken. Ihre Augen wussten nicht, wo sie hinsollten in ihren Höhlen.

Allison zog Myriam in den Innenhof eines Wohnblocks, der nicht ihrer war. Sie schlichen sich hinten herum zu ihrem eigenen Haus, einen halben Straßenzug entfernt. Myriam war ziemlich angeturnt davon, wie raffiniert Allison die Frau abgeschüttelt hatte. Als sie wieder in der Wohnung waren, wiegten sie ihr süßes Kind, warteten keine Sekunde, nachdem es eingeschlafen war, und fielen übereinander her wie Astronautinnen, die es gerade lebend aus dem Weltall zurück auf die Erde geschafft hatten und endlich

ihren Raumanzug ausziehen durften, plötzlich unwiderstehlich nackt und anfassbar, während sie in ihrer Konservenbüchse von einem Zimmer schwebten. Alles an dieser Situation war genial. Ja, ein Baby zu haben war super, aber zusammen gegen eine Erzfeindin zu kämpfen war mindestens genauso super. Sie fanden es genial, für ihre Liebe gegen alle Regeln zu verstoßen, und das Beste daran war, dass sie damit davorkamen.

Als Jonah aus dem Mittagsschlaf erwachte, legten sie alle Decken, Polster und Kissen, die sie hatten, im Wohnzimmer auf den Boden und machten es sich dort gemütlich. Sie schütteten sich Schokochips in die hohle Hand und aßen sie mit abgespreiztem kleinem Finger, als seien es winzige Appetithäppchen. Sie zerschnitten Bilderbücher und ordneten die Seiten neu an, wie es ihnen gerade gefiel. Als Allison losmusste zu ihrer Spätschicht, küsste sie ihrem Kind fünf Minuten lang das Gesicht ab, dann knutschte sie Myriam, steckte die Hand in ihre Unterhose und streichelte ihren Po.

»Sie ist da draußen«, sagte Allison, als sie am Abend von der Arbeit kam. »In ihrem Auto. Ich musste hintenrum gehen.«

Allisons Nasenflügel gingen auf und zu wie kleine Quallen: Sie machte sich Sorgen. Myriam nahm sie bei der Hand, zog sie aufs Sofa und wickelte Arme und Beine von hinten um ihren Körper, als wäre sie ein Rucksack.

»Die verschwindet schon wieder«, sagte sie Allison ins Ohr. »Wenn wir aufwachen, ist sie weg.«

Aber sie war nicht weg. Nicht als sie ihre Corn Pops aßen, nicht als sie Aerobic machten, nicht als sie ihren morgendlichen Podcast hörten.

Sie war immer noch da, als Myriam kurz vor dem Abendessen von der Arbeit kam. Und auch als sie ins Bett gingen, war sie da. Am nächsten Morgen öffneten sie die Jalousie nur einen Spalt, und da war die Frau und wischte die Windschutzscheibe mit einer Serviette ab.

Den ganzen Tag lang saß sie in ihrem alten grauen Camry bei ihnen in der Straße. Manchmal stieg sie aus und umrundete ein paar Gebäude, oder sie kniete sich mitten auf die Straße, drückte die Hände über dem Herz aneinander und sagte bitte, bitte. Erst sehr spät am Abend fuhr sie weg, am nächsten Morgen war sie wieder da.

Anfangs machte es ihnen noch richtig Spaß, wie Spione ums Haus zu schleichen, aber nach ein paar Tagen wurde die ständige Gegenwart der Frau allmählich zermürbend. Myriam und Allison verließen die Wohnung immer seltener. Die Jalousien blieben dauerhaft unten. Sie gingen nicht mehr mit Jonah auf den Spielplatz, und wenn er zu laut weinte, hockten sie sich alle zusammen ins Bad und stopften Handtücher unter die Tür, damit man auf der Straße nichts davon hörte.

Seit dem Arztbesuch waren fast zwei Wochen vergangen, und Allison und Myriam hatten einen Abend mit anderen Eltern geplant. Bis dahin war es bei solchen Treffen nur darum gegangen, sich lustige neue Spiele auszudenken oder Tipps auszutauschen, wo man kostenlose Babysachen herkriegern konnte. Diesmal nicht.

Sie hatten gedacht, die Frau würde früher oder später aufgeben, aber mittlerweile glaubten sie das nicht mehr. Am Vortag war sie in die Gasse gegangen, hatte mit blauer Kreide GEBT MIR MEINEN SOHN ZURÜCK auf den Boden geschrieben und geschrien wie eine Hexe auf dem Scheiterhaufen.

»Vielleicht ziehen wir besser um«, sagte Allison. Sie saß an

ihrem alten Resopaltisch und spielte immer und immer wieder dieselben unheilvoll klingenden Töne auf einem Spielzeugkeyboard.

»Wir sollen unsere Wohnung aufgeben? Die beste Wohnung der Welt?«, sagte Myriam und lief in der Küche auf und ab. »Auf keinen Fall! Außerdem schaffen wir es nie im Leben, Jonahs Gekritzel vom Boden wegzukriegen, und auf die Kautions zu verzichten, können wir uns nicht leisten.«

»Aber irgendwas müssen wir doch tun«, sagte Allison. »Dir ist schon klar, dass sie uns unser Kind wegnehmen kann, oder?«

Myriam nahm sich einen Lappen und fing an, die Arbeitsfläche abzuwischen, was ziemlich eklig war, weil sie die nie sauber machten. Allison's Melodie verklang, und Myriam stellte sich vor, sie sei allein in der Küche, nur sie wohne hier, und es hätte nie eine Allison oder einen Jonah gegeben. In einer solchen Welt würde ihr Hirn nicht Nacht für Nacht die unbeantwortbaren Fragen des Universums wälzen. In einer solchen Welt würde es sich nicht lohnen, diese Fragen zu stellen.

»Ist ja gut«, sagte Allison und nahm Myriam in den Arm, weil sie sah, dass ihr Tränen über die Wangen liefen. Wenn Myriam weinte, wurde Allison's Stimme leise und zögerlich. Sie klang schrecklich hilflos. »Ich wollte dir keine Angst einjagen.«

»Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, wenn ich dich oder Jonah nicht mehr hätte«, sagte Myriam und weinte an Allison's Hals. »Das Leben wäre unerträglich.«

»Das passiert schon nicht«, versicherte Allison ihr und drückte sie. »Das lassen wir nicht zu. Wir tun alles, damit es nicht so weit kommt.«

Myriam schnäuzte sich die Nase mit einer Osterserviette aus dem Sonderangebot.

»Was willst du damit sagen, Hase?«, fragte sie. »Dass wir die Frau umbringen sollen, oder was?«

Allison streichelte Myriam den Rücken und dachte nach.

»Ich weiß nicht«, sagte sie nach einer Weile. »Ich glaube nicht, dass ich bereit bin, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen. Vielleicht versuchen wir's besser mit Erpressung.«

»Du meinst, wir finden was Schlimmes über sie raus?«

»Einen Versuch wäre es wert. Wir sind im Vorteil. Wir sehen sie, sie uns aber nicht.«

Tatsächlich konnten sie die Frau deutlich erkennen, durch einen Schlitz in der Jalousie, wie sie im Auto saß und die Lippen zu irgendeinem Lied bewegte; im gelben Laternenlicht wirkten die tiefen Halbmonde unter ihren Augen schwarz, wie gemeißelt. Sie spürten die Anwesenheit der Frau wie einen Putzeimer, aus dem das Schmutzwasser beständig über ihre Schuhe schwappte.

Allison fragte ihre Eltern, ob sie babysitten könnten, und borgte sich für den Abend ein Auto von einer Arbeitskollegin. Myriam und sie parkten drei Wagen hinter dem klapprigen Camry und versteckten sich unter einer alten Wolldecke auf dem Rücksitz. Als ihre Mission zu aufregend wurde, machten sie ein Spiel, bei dem sie sich gegenseitig zum Kommen bringen mussten, dabei aber keine Geräusche von sich geben durften. Um Mitternacht waren sie so erschöpft, dass sie fast nicht bemerkt hätten, wie die Rücklichter des Camrys angingen. Allison kletterte auf den Fahrersitz, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, und Myriam machte sich auf dem Beifahrersitz klein. Langsam und in gebührendem Abstand folgten sie dem Camry durch die dunklen Straßen, bis die Frau in die Einfahrt eines alten Ziegelbungalows fuhr, nur ein Dutzend Häuserblocks von ihrer Wohnung entfernt. Allison

musste am Straßenrand einparken, was sie nicht besonders gut konnte, aber die Frau schien nichts davon mitzubekommen. Sie ging an der Seite des Hauses entlang und eine schmale Treppe hinunter ins Souterrain. Myriam und Allison schlichen über den feuchten Rasen und kauerten sich rechts und links neben ein schmales Kellerfenster.

Dina schenkte sich Milch ein und füllte das obere Drittel des Glases mit Kahlúa auf. Sie steckte den Finger hinein und rührte um, bis alles eine einheitlich braune Farbe hatte – Nesquik für Erwachsene. Mit dem ersten Schluck kam sie wieder zu sich, war wieder in ihren Kleidern, in ihrer Kellerwohnung mit dem alten, summen- den Kühlschrank, der bläulich kalten Deckenbeleuchtung und der schönen Weihnachtsdecke, Erbstück ihrer Großmutter, die sie das ganze Jahr über auf dem Tisch liegen hatte, weil sie so *robust* war und die Rot-, Grün- und Orangetöne so *schön leuchteten*.

»Und, wie steht's?«, brachte sie heraus.

»Unentschieden«, sagte Ken, ohne den Blick vom Fernseher zu nehmen. »Hast du dein Kind gefunden?«

»Komm mir bloß nicht mit ›mein Kind‹, Ken. Er ist auch dein Sohn.«

»Ist ja gut, ist ja gut, vergiss es«, sagte Ken. »Was gibt's zu essen?«

»Im Kühlschrank ist Hühnchen. Du könntest ruhig mal deinen faulen Arsch bewegen und es dir selbst aufwärmen«, sagte Dina, öffnete den Kühlschrank und zog die Frischhaltefolie von einem Behälter mit Hühnerfleisch in Champignoncremesoße. Sie klatschte zwei Hühnerbrüste und zwei Klackse Kartoffelbrei auf Teller und stellte einen nach dem anderen in die Mikrowelle.

»Dein Boss hat angerufen. Die wollen wissen, wann du vorhast,

wieder zur Arbeit zu erscheinen. »Bald«, habe ich gesagt. Haben sie mir wohl nicht abgekauft. Wen wundert's.«

»Ich gehe wieder hin, sobald ich meinen Jungen zurückhabe. Und wenn es den Korinthenkackern nicht passt, können sie eine Coladose schütteln und sich in den Arsch stecken.«

Dina wollte nicht zurück zur Arbeit. Sie brachte es einfach nicht fertig, noch einmal den steifen Rock anzuziehen, der tiefe, rote Furchen in ihre Flanken schnitt, und gezwungen lächelnd Reiseplananträge abzustempeln. Zum ersten Mal seit dem Verschwinden ihres Sohns fühlte sie sich lebendig. Nach all den grausigen Schicksalen, die sie sich ausgemalt hatte – Lucas, der von streunenden Hunden gefressen wurde, oder angekettet von Psychopathen, die ihn zwangen, seinen eigenen Urin zu trinken –, kam ihr die Vorstellung, dass ihn zwei halbwüchsige Lesben in zerfetzten Jeans gefunden hatten und aufzogen, geradezu lachhaft vor. Der Gedanke, dass zwischen ihr und Lucas nur ein paar anarchistische Idiotinnen standen, erfüllte sie mit Hoffnung. Sie wusste, dass die zwei sich in einem der heruntergekommenen Wohnblocks verschanzten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie einen Fehler machten. Und Dina würde da sein, wenn es so weit war.

Außerdem konnte sie endlich mal mit sich selbst ins Reine kommen; sie saß den ganzen Tag im Auto, konnte ihren Gedanken nachhängen und über ihr Leben nachdenken. Bisherige Erkenntnis: Sie fühlte sich, als befände sich über ihrem Kopf die Klobrille der Welt. Sie sah scheiße aus, fühlte sich scheiße, roch wahrscheinlich wie Scheiße und, größte Ironie von allem, hatte seit mindestens zwei Wochen nicht mehr geschissen. Sie spürte regelrecht, wie sich die ganze Scheiße in ihrem Gedärm ansammelte, jedes Mal, wenn sie in einen gebutterten Bagel biss, einen Teller Minestrone aß oder nachts aufstand, um verdammt noch

mal in Frieden ein Ah Caramel zu essen. Mittlerweile mussten mindestens sechs Hühnerbrüste in ihrem Darm liegen, und gleich dann sieben, dachte sie und steckte sich eine Gabel mit dampfendem Champignonhuhn in den Mund.

Zu erkennen, dass sie sich scheiße fühlte, war besser, als sich scheiße zu fühlen und davon nichts zu ahnen. Wenn sie jetzt aufs Lenkrad einschlug, wusste sie, warum sie das tat. Wenn sie anfang, sich selbst zu ohrfeigen, den Blick gen Himmel zu richten und Gott zu fragen, warum sie verdammt noch mal lebte und er ihr nicht einfach mit einem Blitz den Kopf spaltete, weil das weniger hinterfotzig wäre, als ihr das Kind wegzunehmen, dann wusste sie, dass sie Gott nur deswegen hinterfotzig nannte, weil sie es gerade wirklich nicht leicht hatte, emotional gesehen. Wem würde es anders gehen, in ihrer Situation? Seit fast zwei Jahren lief immer wieder derselbe Film in ihrem Kopf. Wie sie den kleinen Lucas in eine Flanelldecke gewickelt mitgebracht hatte zur Comedy Night, weil Babysitter zu teuer waren und sie es keine Sekunde länger in ihrem beschissenen Kellerloch aushielt. Warum sollte sich immer nur Ken amüsieren? Im Toby's hatte er dann wie üblich das Maul zu weit aufgerissen und gebrüllt: »Mach dich von der Bühne, alte Schwuchtel!« Gerichtet an einen jungen Typen, der, wie sich herausstellte, tatsächlich eine Schwuchtel war, allerdings die Sorte mit tätowierter Träne unter dem Auge und Armen wie ein Boxer. Der Typ ging mit Ken nach draußen und schlug auf ihn ein, bis sein Gesicht nicht mehr wie ein Gesicht aussah. Immer und immer wieder schlug er zu – Dina hatte noch nie so viel Blut gesehen. Dann packte er Ken am Fuß, zerrte ihn durch die Gasse und sagte, widerliche Schwulenhasser wie er verdienten nicht zu leben. Das jagte Dina Angst ein, richtige Angst. Sie konnte Ken auch nicht besonders gut leiden, aber die Vorstellung, ohne ihn leben zu müs-

sen, war, als würde ihr der Boden unter den Füßen weggezogen werden. Sie legte das Baby in einer sicheren Ecke der Gasse ab und rannte Ken hinterher. »Hilfe!«, schrie sie wie eine Irre. Als hätte der Rest der Welt da nicht schon längst beschlossen, dass er sich raushalten würde. Sie versuchte, Ken am Bein wegzuziehen, aber der Typ trat nach ihr wie nach einem Hund. Sie stürzte und landete mit dem Kopf auf einem Hydranten. Der Rest war verschwommen.

Wieder zu Bewusstsein kam sie auf einer Liege im Gang irgendeines Krankenhauses, Pfleger und Ärztinnen rannten hektisch herum wie gerupfte Hühner. Sie machte sich dann einfach vom Acker, nahm ein Taxi, das sie nicht bezahlen konnte, und ließ sich hinterm Toby's absetzen, wo sie jedoch nur eine leere Gasse vorfand. Nichts außer Blut und Konfetti, wo ihr Baby hätte liegen sollen. Als Ken noch in derselben Nacht aus dem Krankenhaus entlassen wurde, prügelten sie sich, dass die Fetzen flogen. Es war ein armseliger Anblick, wie sie versuchten, aufeinander einzuschlagen, meist aber nicht trafen, weil sie beide so benebelt waren von Gehirnerschütterung und Schmerzmitteln. Aber es war das erste Mal, dass sie sich prügelten, also kosteten sie es richtig aus.

Am nächsten Tag lagen sie weinend zusammen im Bett, desinfizierten einander die Wunden und packten Eis auf ihre Blutergüsse. Am Tag danach ging Ken wieder zur Arbeit, führte stolz seine Veilchen und Verbände vor und hatte Lucas offensichtlich bereits vergessen.

»Einen Scheißdreck werden die unternehmen, um ihn zu finden«, sagte er, als Dina bei der Polizei anrief. »Was juckt die das? Du bist nicht hübsch genug für die Zeitung.«

Er sollte recht behalten. Die Polizei meldete das Kind in den Medien als vermisst, aber schon nach einem Monat erhielt Dina keine Benachrichtigungen mehr. Irgendwann wich ihre Trauer

einem Gefühl der Betäubung, und die Zeit verging wie ein Sturmwind, der sie vor sich hertrieb wie eine leere Chipstüte.

Dina aß alles auf ihrem Teller, hob ihn an den Mund und leckte die Soße und den restlichen Kartoffelbrei ab.

»Musst du immer so schweinisch essen?«, sagte Ken.

Dina war sowieso fertig. Sie ging ins Schlafzimmer und zog die Jeans aus. Als sie den BH abnahm, bemerkte sie Bewegungen vor dem Fenster. Sie hob den Blick und sah die zwei Lesben, die sich die Augen zuhielten und das Gesicht verzogen, als hätten sie auf eine Zitrone gebissen. Mein Gott, so schlimm waren ihre Titten nun auch wieder nicht! Für zweiundvierzig hatten sie sich eigentlich sogar ziemlich gut gehalten. Sie warf ein übergroßes Labatt-T-Shirt über, raste die Treppe hoch, warf sich quer über den Rasen und landete auf den Mädchen. Sie kreischten und fluchten und versuchten wegzurollen, aber Dina packte sie an den Haaren und drückte ihre Gesichter in den schlammigen Boden.

»Gebt mir meinen Sohn zurück!«, donnerte sie. »Wo habt ihr ihn versteckt? Das ist MEIN Junge!«

»Wir verraten dir einen Scheißdreck!«, kreischte die Femininere der beiden.

»Glaubst du vielleicht.« Dina riss die beiden an den Haaren auf die Füße und schleppte sie in ihre Wohnung. »Hol das Klebeband, Ken. Das sind die miesen Bitches, die unser Baby geklaut haben.«

Dina drückte die Mädchen auf Küchenstühle, und Ken kam, um sie mit Klebeband zu umwickeln.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte er. »Soll ich mein Messer rausholen? Sie ein bisschen bluten lassen?«

»Was meint ihr, Mädels? Ist Familie mit meinem Sohn spielen es wert, dafür ein Ohr zu verlieren?«

Die Mädchen rührten sich nicht.

»Sieht so aus, als würden die kleinen Fotzenleckerinnen nicht besonders an ihren Ohren hängen«, sagte Dina.

Ken zog sein Taschenmesser aus der Lederjacke und ging damit auf die Mädchen zu.

»Letzte Chance, Mädels. Sagt ihr mir, wo ihr unsern Sohn versteckt habt?«, fragte Dina.

Die Mädchen schüttelten die Köpfe und kniffen die Augen zu. Eine fing an, vor sich hin zu summen. Ken trat auf die Maskulinere zu, packte sie am Ohr und drückte das Messer nach unten. Blut tropfte ihr auf die Schulter.

»Mein Gott, Ken! Jetzt schneid ihr doch nicht wirklich das Ohr ab!« Dina schubste ihn weg von der Kleinen, die jetzt weinte, dass ihr der Rotz über den zugeklebten Mund floss.

Dina konnte nicht glauben, dass sie so ein Monster geheiratet hatte. Ken schien die Idee, diesen beiden beschränkt wirkenden Mädchen wehzutun, richtig Spaß zu machen.

»Mir doch egal«, sagte Ken und setzte sich zurück aufs Sofa, um weiter Eishockey zu gucken. »Jetzt mach schon! Schieß, du Pissnelke!«

Dina holte das Verbandszeug aus dem Badezimmer. Sie reinigte die Stelle hinter dem Ohr des Mädchens mit Alkohol und Gaze und klebte ein Pflaster auf die Wunde. Beide Mädchen schluchzten so heftig, dass es sie am ganzen Körper schüttelte.

»Ist ja gut, ist ja gut, so schlimm ist es nun auch wieder nicht«, sagte Dina, der ebenfalls die Tränen in den Augen standen.

Eine Träne löste sich, dann die nächste, und plötzlich lag Dina heulend vor den Mädchen. Die eine streckte den Fuß aus und streichelte Dina mit ihren Zehen den Rücken. Seit ihrer Kindheit hatte niemand mehr Dina so berührt, seit dem Tod ihrer Mutter nicht mehr. Sie legte den Kopf in den Schoß des femininen Mädchens

und weinte hemmungslos. Die Mädchen machten besänftigende Tröstlaute hinter dem Klebeband auf ihren Mündern.

»Ich vermisse meinen kleinen süßen Sohn so schrecklich«, brachte Dina schluchzend hervor.

Wieder machten die Mädchen tröstende Geräusche und neigten den Kopf.

»Gebt ihr mir mein Kind zurück?«, fragte Dina, wischte sich die Nase mit dem Handrücken und riss den beiden das Klebeband vom Mund.

»Nein«, sagte die eine.

»Nichts gibt's«, stimmte die andere zu.

»Aber vielleicht könnten Sie uns ja mal besuchen kommen«, sagte die Femininere. »Was meinst du, Allison?«

»Ich weiß nicht so recht, ob wir ihr vertrauen können«, antwortete Allison. »Du hast ein Baby in einer Gasse liegen lassen, Ma'am. In einer dreckigen Gasse voller Blut, stinkendem Müll und Scherben. Myriam und ich sind uns nicht so sicher, dass jemand wie du gut für unser Kind wäre.«

»Das war nicht meine Schuld!«, protestierte Dina. »Mein Mann ist in eine Kneipenschlägerei geraten, und ich habe gedacht, er wird umgebracht!«

»Schon klar, aber warum willst du ein Kind mit jemandem aufziehen, der ständig in Schlägereien gerät?«, sagte Allison. »Jetzt mal ganz ehrlich, der Typ sieht aus wie ein Arschloch erster Güte. Guckt der echt gerade Hockey?«

»Das geht wirklich gar nicht, in so einer Situation«, pflichtete Myriam ihr bei.

»Lutsch den Puck, du elende Prärieschwuchtel«, brüllte Ken.

Dina blickte hoch zu den Mädchen, deren junge Gesichter plötzlich so weise auf sie wirkten, als seien sie zwei lesbische Engel, die

erschienen waren, um ihr frohe Kunde zu bringen oder zumindest ihre Selbstverarschung infrage zu stellen.

»Ihr habt recht«, sagte sie, »mein Mann ist ein echter Rohrkrepiierer. Ob ihr's glaubt oder nicht, er hat unserem Sohn sogar mal Bier ins Fläschchen getan, damit er endlich einschläft.«

»Ach du Scheiße. Ich fass es nicht«, erwiderte Allison.

»Aber warum sind Sie immer noch mit ihm zusammen?«, fragte Myriam.

»Die Wahrheit ist – ich hätte nie gedacht, dass ich mal so eine Frau werde. Ich wollte nie dreimal am Tag Chipsreste vom Sofa wischen oder mich in der Kneipe verstecken müssen, weil mein Mann die Kellnerin fragt, ob beim Happy Hour Special auch ihre Möpfe mit dabei sind. Aber bevor ich wusste, wie mir geschieht, war's einfach so, das ist mein Leben, und ich habe kein anderes. Ich habe immer gedacht, wenn ich diesem Leben den Rücken kehre, dann gebe ich zu, dass nichts daran gut gewesen ist. Bleibe ich besser bei dem bisschen, was ich habe. Ich weiß, das klingt bescheuert.«

»Überhaupt nicht, das macht total Sinn«, sagte Myriam.

»Ja, echt eine Scheißsituation. Sei nicht so hart zu dir selbst«, sagte Allison.

Dina dachte an ihren Vater, der Schwäche zeigen für etwas gehalten hatte, wo man gut seinen Daumen reinpressen konnte. Sie dachte zurück an die ersten paar Monate mit Lucas, wie sie sich versteift hatte, wenn er weinte. Eines Tages, wenn Lucas ein großer, starker Mann wäre, würde er sein Leben so richtig in die Tonne treten. Sie dachte, wie schön es wäre, wenn diese beiden exzentrischen Mädels Lucas so anschauen würden, wie sie jetzt sie, Dina, anschauten. *Sei nicht so hart zu dir selbst.*

»Kommen Sie doch mit, Sie können bei uns pennen«, sagte Myriam. »Unsere Couch ist megagemütlich.«

»Ist es okay, wenn ich noch kurz meine Sachen packe? Ich glaube nicht, dass ich noch mal zurückkomme«, sagte Dina.

»Lass dir Zeit«, sagte Allison. »Und nimm auf jeden Fall die Tischdecke da mit. Eine super Qualität, das Ding.«

Wie sich rausstellte, war Dina richtig gut in Boggle. Sie pflichtete den Mädchen bei, dass ihre Wohnung gute Vibes hatte, und war begeistert, wie viele Spuren ihr Sohn überall hinterlassen hatte. Auf dem Boden konnte sie die Entwicklung seines künstlerischen Talents betrachten, das, wenn sie ganz ehrlich sein sollte, nicht sonderlich bemerkenswert war – Menschen, Krokodile, Häuser –, es ließ sich unmöglich sagen, was was sein sollte. Die Mädchen sagten Dina, sie dürfe so lange bleiben, wie sie wollte – sie fänden es sogar gar nicht schlecht, wenn noch jemand zur Miete beitrug.

Als Allison losfuhr, um Jonah bei ihren Eltern abzuholen, machten es sich Myriam und Dina im Wohnzimmer gemütlich. Sie mixten Cola mit Rum und redeten über den Sinn des Lebens. Es war schwer zu sagen, worin er zu finden war, da waren sie sich einig. Vielleicht in der Natur, oder in Freundschaften. In viel Geld auf jeden Fall nicht, aber vielleicht in der Kunst oder im wissenschaftlichen Fortschritt.

Als Allison mit Jonah nach Hause kam, stellten sie ihm Dina vor, aber Dina weinte so schrecklich, dass sie kein einziges Wort herausbrachte. Sie fing an zu hyperventilieren, hörte aber sofort wieder damit auf, als sich die anderen in der Wohnung verteilten, den Kopf in den Nacken warfen und Urschreie Richtung Decke ausstießen. Erst überlegte Dina, ob sie sich ihren Sohn schnappen und wegrennen sollte, doch dann löste sich in ihr ein Schrei, als hätte der schon die ganze Zeit in ihrer Kehle gesessen. Der Schrei dauerte sehr lang. Als er endete, ließen sie sich auf den Boden

fallen, und Dina tat so, als würde sie schnarchen, was Jonah zum Lachen brachte, und er versuchte, sie mit Kitzeln aufzuwecken. Sie gab laute Schlafgrunzer von sich, aber alle sahen, dass ihre Lippen bebten, weil sie so sehr lachen musste.

Sie halfen Dina beim Auspacken ihrer Sachen und beschlossen, im Wohnzimmer eine Pyjamaparty zu veranstalten. Jonah schlief in Dinas Armen ein, und die drei Moms blieben bis tief in die Nacht auf und unterhielten sich leise. Myriam und Dina fragten Allison, was ihrer Meinung nach der Sinn des Lebens war, und Allison antwortete, sie glaube, das Leben habe keinen Sinn – da sei sie Nihilistin.

»Ich glaube, Liebe ist das Wichtigste«, sagte Dina.

»Das glaube ich auch«, meinte Myriam. »Liebe.«

»Interessante Theorie«, musste Allison zugeben. »Sagen wir es so: Wenn das Leben einen Sinn hat, dann ist es wahrscheinlich die Liebe.«